

# Zwei Schweizerdichter

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **10 (1906)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572102>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Zwei Schweizerdichter.

Nachdruck verboten.

Mit zwei Bildnissen.

Seit Conrad Ferdinand Meyer und Gottfried Keller der schweizerischen Literatur siegreich eine Gasse ins weite deutsche Sprachgebiet brachen, ist das Trüpplein wackerer Kämpfer für das Ansehen schweizerischer Dichtkunst zu einer ansehnlichen Schar angewachsen — die einen nach mehr oder weniger hartem Ringen im Vordertreffen stehend, die andern still und von wenigen erkannt und gekannt, den mühevollen Pfad des Künstlers gehend. Ueberraschend und erfreulich ist die Zahl der jungen Talente, die im Laufe der letzten Jahre auf den Plan traten, mit ihrer Erstlingsaat gute Frucht verheißend. Außer J. B. Widmann, dessen letzte philosophisch feinsinnige und tiefgedachte, formschöne Dichtung „Der Heilige und die Tiere“ den Bauernfeld-Preis errang, sind es in jüngster Zeit J. C. Heer und Ernst Zahn, denen der Vorstoß in deutsche Lande erfolgreich gelungen ist, dank ihrer Begabung, die Leser auf künstlerisch und stofflich ungemein ansprechende und packende Weise zu unterhalten. Ihre Novellen und Romane, deren Zahl von großer Schaffensfreudigkeit zeugt, gehören zu den meist gelesenen belletristischen Werken der Gegenwart. Die blühende Dichtphantasie J. C. Heers verleiht seinen Gestalten den Zauber der Romantik, während Ernst Zahns Stärke darin liegt, Helden des Alltags und der Heimat meisterlich zu schaffen.

Neben diesen beiden Dichtern, die rasch zu Ruhm und Ansehen gelangten, ist es ein anderer Name, der — freilich mehr im engeren literarischen Kreise — an Glanz und Farbe immer mehr gewinnt. Es ist der Name Carl Spitteler, der nicht nur für Felix Weingartner, den begeisterten Herold des Dichters, sondern noch mancher schönheitsdürftigen Seele zu einem unauflöschlichen Erlebnis geworden ist. Schon vor fünfundsiebzig Jahren gab Carl Spitteler der Literatur in dem Gleichnis „Prometheus und Epimetheus“ eine Dichtung voll plastischer Schönheit und hehligsvoller Gedanken. Das Buch fand kaum Beachtung, und die wenigen, die seinen seltenen Wert erkannten, blieben ungehört. Selbst Julius Rodenberg, dem das Verdienst zukommt, Gottfried Keller und C. F. Meyer der Gemeinde der „Deutschen Mundschau“ vorgestellt zu haben, hatte nicht den Mut, einer Kritik aus der schon damals hochgeschätzten Feder Adolf Freys, der dies eigenartig schöne Werk des unbekannteren Schweizerdichters zu würdigen wußte, in seiner Zeitschrift Raum zu gewähren. Aber unentwegt ging Spitteler die weltfernen Pfade, die ihn seine Kunst unerbittlich gehen hieß. Erst seinem grandiosen, preisgekrönten Epos, dem „Olympischen Frühling“ blieb es vorbehalten, den Namen seines Schöpfers berühmt zu machen, und seine frühern, nun meist in Neuauflagen erschienenen Werke, die an künstlerischer Bornehmheit und Eigenart diesem seinem jüngsten und reifsten Werke in nichts nachstehen, der Vergessenheit zu entreißen.

Wer den Namen „Carl Spitteler“ kennt, nennt ihn mit Hochschätzung und Liebe. Mit Liebe — denn kaum ein zweites Dichtersleben trägt so ausgeprägt die Züge eines Künstlers, der, den Strömungen seiner Zeit, den Schmerzen des Verkanntseins zum Trotz, sich selbst und seiner innern Berufung stets treu geblieben ist. Wie teuer aber diese Treue gegen sich selbst bezahlt werden muß, vernimmt ein geübtes Ohr aus den Rhythmen der „Literarischen Gleichnisse“, in denen der Dichter die Bitternis und Dual, aber auch das Glück einer wunden und stolzen Künstlerseele aufs wunderbarste symbolisiert hat. Ich möchte dieses schmale und doch so inhaltschwere Bändchen Gedichte ein Künstlerbrevier nennen.

Doch nicht von denen, die auf der Warte stehen, habe ich im Sinne zu reden, sondern von zwei Schweizerdichtern, deren Werke, von der Kritik längst anerkannt und in erster Reihe genannt, noch viel zu wenig Gemeingut unseres Volkes geworden sind. Das ist um so erstaunlicher, als beide Schriftsteller ihre Stoffe aus dem Leben und aus der Seele des Volkes, dem sie angehören, geschöpft haben. Ich denke an Meinrad Lienert und Frig Marti. So verschieden diese beiden Dichternaturen auf den ersten Blick sind, so haben sie doch ein Großes gemeinsam. Als Künstler: die Kraft einer eigenen scharfumschriebenen Persönlichkeit; als Menschen: die Bescheidenheit.

Man liebt es heutzutage, von einer Heimatkunst zu reden, in der das Wort „Erdgeruch“ zum Schlagwort geworden ist. Auf Meinrad Lienert angewandt, hat dieses spezifische Wort seine volle Berechtigung. Faßt man die seit 1891 erschienenen Gedichte, Novellen und Erzählungen Lienerts zusammen, so ergeben sie, ganz abgesehen von ihrem hervorragenden künstlerischen Wert, ein getreues, kulturhistorisches Bild der engeren Heimat unseres Dichters. In ihm hat sie ihren „Meisterjäger“ — wie Meinrad Lienert ein Gedichtbändchen betitelt hat — gefunden. In den zwei Bänden „Erzählungen aus der Urschweiz“<sup>1)</sup>, in den „Geschichten aus den Schwygerbergen“<sup>2)</sup> und den darauffolgenden „Geschichten aus der Sennhütte“<sup>3)</sup> treten uns Menschen und Verhältnisse entgegen, so echt und lebenswahr gezeichnet, wie sie der Werktag und der raue Boden unserer Schweizerberge wachsen läßt. Frisch und farbenfreudig versteht Meinrad Lienert seine Geschichten zu erzählen, die zumeist die Liebe, wie sie das urchige Bergvolk in Freud und Leid lebt, zum Grundton haben. Zu einer seltenen Kenntnis einheimischer Sitte und Sprache gesellt sich eine zwingende Anschaulichkeit des oft derb realistischen Stils, der, von geistreichen Metaphern üppig durchwirkt, sich zuweilen zu dramatischer Gestaltungskraft steigert. Dieser Vorzug ist in hohem Maße dem Buche „Die Wildleute“<sup>4)</sup> zu eigen. Aus dem Rahmen der Erzählung „Der Schellenkönig“ tritt die Gestalt des Ruchmuth in so fühner Linienführung, als hätte Holder diesen Helden des Hirtenheldentages gemalt. Weniger bedeutend in ihrem Vortwurf, doch ebenso anschaulich und bis ins kleinste naturgetreu geschildert ist die Liebesgeschichte „Der Strahler“.

Doch Meinrad Lienert ist nicht nur ein origineller Erzähler, er ist auch ein Humorist. Der wildblodernden Leidenschaft, deren Feuer das Gute im Menschenherzen versengt, stellt er den Humor zur Seite, damit er ihren schwerlastenden Bann löse. Diese Paarung des Tragischen mit dem Komischen ist es, die allen Werken Lienerts einen eigenen Stempel aufbrückt. Wie lebensfreudig tönt sein fröhlicher Sang in Versen „Der letzte Schwanaritter“<sup>5)</sup>, wie herzerquickend sein Liebesidyll in Schwyzermundart „s Mirli“<sup>6)</sup>! Auch seine „Lieder des Waldsinken“<sup>7)</sup>, denen es neben aller Fröhlichkeit nicht an ernsten, tiefen Tönen fehlt, sind ein Beweis der Ursprünglichkeit dieser Dichternatur. Denn Meinrad Lienert ist ein Sonntagskind, das nicht nur die Herzenssprache seines Bergvölkchens wie kein zweiter versteht, er weiß auch die Sprache der trübnigen Berge, das Raunen der Wälder und Quellen, den munteren Schlag der



Meinrad Lienert (Phot. W. Schrader, Zürich).

1) Verlag von S. Häfeli in Leipzig.

2) Verlag von J. Huber in Frauenfeld.

3) Verlag von Drell Häfeli &amp; Co. in Zürich.

4) Verlag von Drell Häfeli &amp; Co. in Zürich.

5) Verlag von J. Huber in Frauenfeld.

6) Verlag von S. Häfeli in Leipzig.

Finken und Amseln zu deuten. Drum ist es nicht verwunderlich, daß seine Dichtersprache frisch und kräftig, oft überschäumend wie ein Bergstrom dahinfließt, den Damm konventioneller Lüge, wo er sich ihm entgegenstellt, sieghaft niederreißend. Wer unsern Dichter so recht als Humoristen kennen lernen will, der nehme sein Buch „Die Zimmergrünen“<sup>7)</sup> zur Hand und lese die am Zürichsee sich abspielende Erzählung „Die Hagelkanone von Hestikon“. Freilich, prüde darf der Leser nicht sein; denn die Kraftausdrücke, die so ausgiebig an unserm poesieunüblichen See entlang in täglicher Uebung stehen, hat der Dichter mit einem wahren Schheitsfanatismus in die köstlich sich entwickelnde Handlung eingestreut.

Wer ahnt beim Lesen des Buches „Die Zimmergrünen“, daß derselbe Dichter, der hier die Dinge, die sich um Liebe und Haß gruppieren, so unverblümt bei ihrem wirklichen, nicht immer ästhetisch klingenden Namen nennt, daß derselbe Dichter ein feinsinniger und zartfühlender Poet sein kann? Das offenbart sich schon in seinen Kindergeschichten, die zum Reizvollsten gehören, was Meinrad Lienert geschrieben hat. Liegen einmal diese prächtigen Jugenderinnerungen, die bis jetzt nur einzeln erschienen sind, in Buchform vor, dann muß der Kunst Lienerts der ihr schon längst gebührende Erfolg zuteil werden.

Nirgends aber tritt des Dichters ureigenstes Wesen und seine Künstlerpersönlichkeit so klar zutage wie in seiner mundartlichen Lyrik. Seine Muttersprache souverän beherrschend, weiß er diesem sonst so rauhen tönenden Idiom eine ungeahnte Klangfülle zu entlocken. Eine eminente Ausdrucksfähigkeit, die ihm stets das zutreffende Wort und Gleichnis in die Feder spielt, stempelt das scheinbar unbedeutendste Gedicht zu einem kleinen Kunstwerk. Dazu kommt eine Naivität des Schaffens, die das Humorvolle leicht und anmutig, das derb Massivere künstlerisch fein zu gestalten vermag.

Mit einem Bändchen Dialektgedichte „Flüebliemli“ trat 1891 der junge Einsiedler Poet zum ersten Mal an die Öffentlichkeit. Sein zuletzt erschienenenes, neuestes Werk ist wiederum eine stattliche Sammlung mundartlicher Gedichte, die den köstlichen Titel „'s Suzlienis Schwäbelpfiffli“<sup>8)</sup> trägt.

Ein Schwäbelpfeifen — ein primitives Instrument! In den Händen Meinrad Lienerts ist daraus eine Zauberflöte geworden, die alle Schwingungen einer empfindsamen Dichterseele in ihre Melodien bannt. Mir ist, als strömten alle Töne, die Lienert bis heute gelungen — und es ist eine reiche Scala von Tönen — in diesem einen Buche zusammen zu mächtigen harmonisch ausklingenden Akkorden!

In einer stillen Stunde reichte mir der Dichter aus seinem Schreibtisch ein Mäppchen voll dicht beschriebener Blätter. Es war das Manuskript dieses Buches. Ich schlug es nicht auf, ich las nicht darin. Simmend wog ich es in meiner Hand, der pein- und glückvollen Werdestunden gedenkend, von denen diese Blätter stummberedtes Zeugnis ablegten. Ich wußte, daß was hier mit markanten Schriftzügen niedergeschrieben stand, Gewicht hatte. Und dennoch habe ich dazumal den Inhalt des Mäppchens zu leicht gewogen. „'s Suzlienis Schwäbelpfiffli“ ist nicht nur ein durch den Reichtum des Gebotenen imponierendes Buch, es ist ein Lebenswerk!

Wie keiner andern Gabe Lienerts ist diesem Buche eine Mäßigung, das Zeichen abgeklärten, gereiften Kunstgefühls zu eigen. Selbst in seinen humor- und kraftvollen Volksliedern

überschreitet der Dichter nie die Grenze des Aesthetischen. Und doch ist es der ethische Gehalt, was diesem Buch besondere Bedeutung verleiht. Ueber all diesen epischen und lyrischen Gedichten schwebt ein so großes, schönes Versehen des Menschlichen im Guten wie im Bösen, daß man nicht ohne ein Gefühl von Ehrfurcht das Buch betrachten kann, aus dem soviel gesunder Volksgeist, soviel eigenes warmes Herzblut quillt.

St in den Gedichten, die Natur und Leben zum Vorwurf haben, die Kunst des Objektivierens zu bewundern, so feiert die subjektive Lyrik in dem prächtigen Liederzyklus „Marie“ wahre Triumphe. Noch nie habe ich gemütsiefere, innigere Lieder gelesen als diese. Sie sind ein Gottesdienst der Liebe, den man voll Andacht und Ergriffenheit verläßt, noch lange diesen klaren, herzenswarmen Tönen lauschend, die in der Tiefe der Seele nachklingen.

Besser, als alle Worte des Lobes dies tun können, reden die Gedichte für sich selbst. Doch mein Bemühen, die schönsten aus dem reichen Kranz herauszupflücken, um sie dem Leser zu präsentieren, ist kläglich gescheitert. Kaum hatte ich ein Gedicht zum Abdruck ausgewählt, entdeckte ich auf der folgenden Seite ein Lied, das mir noch leistungswerter als das vorgemerkt er-

schien. So ist es gekommen, daß das ganze Buch von Zeichen winkelt. Schwer fällt es mir, des Mannes wegen, auf das allerliebste „Schnägggeschichtli“ zu verzichten, das beweist, wie Meinrad Lienert es meisterlich versteht, selbst das Kleinste liebevoll mit seiner Kunst zu beleuchten. Lebenshaft wäre zu begrüßen, wenn dieses beschauliche köstliche Gedicht, das Hebels „'s Spinnli“ an die Seite zu stellen ist, wie dieses in den Schulbüchern den ihm gebührenden Platz fände.

Mir bleibt nichts übrig, als aus der quellenden Fülle ein kraftvolles, ein humorvolles und ein inniges Gedicht herauszugreifen.

Haarus!<sup>9)</sup>

(Berger Mundart).

Vor alte grave Zyte  
Hed's undrem große Mythe  
Kei Landvogt lang verlitte.  
Sie hendst welle rode,  
Sind gleitig mid em z'Boode,  
Hend grüest vo Flue zue Flue:  
Gang du am Tüfel zue!

Haarus!

Hed's neimer welle wage  
Und d'Schwyzzer nä am Chrage  
Mid Lüt und Noß und Wage —  
Hend s' Trümme guu und d'Pfiffe  
Und hend zuem Chnüttel griffe,

Zuem Fähdli bluetzündrot:  
Mer schland die Fögel z'tod!  
Haarus!

Si hend kei Strytt nid gliche,  
Heig's ghaue ader gstoche,  
Die Burge hend si b' broche.  
's hed mänge afa bleiche  
Echo lang vor ihre Streiche,  
Hed grüest: Pos, d'Schwyzzer chönd!  
Chörch nid, wie's d'Wärg ustönt:  
Haarus!

Demusode, die Trümme  
Und d'Chnüttel hemmer nümme,  
Wil Nügge tüendst chümme.  
Wer aber 's Best hed ghalte,  
's Gurächti vo dä Alte,  
Hant hüt wie albig dri  
Und fallt vor keim uf d'Chnü.  
Haarus!



Fritz Marti (Phot. C. Ruf, Zürich).

<sup>7)</sup> Verlag von S. R. Sauerländer & Co. inarau.

<sup>8)</sup> Verlag von S. R. Sauerländer & Co. inarau.

<sup>9)</sup> Schweizerischer Kampfruf.

Dr Fuzlieni uf em Heiwäg.  
 Weisst du dr Wäg zuem Himmelstor?  
 Jek' änes nüd, glych hät's kei Gfohr.  
 's wird öppedie Wägwyjer ha,  
 Me Mengel, wo me froge cha.  
 Will eister eine nitzi laufft  
 Zuem Gösstli, wo me neime tauft.  
 Und sött ä keine une h,  
 Emu, se beite ich echly,  
 Bis nu ä armi Seel chunt a,  
 Es wird det eister Gpane ha.  
 Dä gömmer halt dä Gspure no,  
 Wo 's helig Bluet hät hinderlo,  
 Und wänn die arme Seele stönd:  
 Wie goht 's is ächt? Se sagt, chönd!  
 Und gsehner wüest, verberged us —  
 My Trost ist, 's goht is Vaterhus!  
 Und chunti dä a d'Fürejell,  
 Se frogt sant Peter, was i well:  
 Es chö nid jede Rüdnuß lo  
 Und mir und dir nüd inego.  
 Se wenig as ä jede Herr  
 Mit wilem Gält und wenig Ehr.  
 Es gäb halt use Himmelsjal  
 Keis Fasnachtshehn<sup>10)</sup>, no Kapital.  
 Wer me well, söll suber sy,  
 Suft chäm 'r ebig nie do dri.  
 Dä sägi: Sind au nüd je böis!  
 I han äs Gspüsli, 's ist äs schöis.  
 Wänn das no chäm und mich nüd fund,  
 Es hett bi üch kei gueti Stund.  
 Nüd! schnellt 'r, bist au gar je schlächt! —  
 So wäherli jo, do hender rächt.  
 Glych git's halt mängs, wo eine tuet,  
 Blöiß wil 'r Hize hät und Bluet.  
 Hett eine statt dem Charesalb,  
 Se wär 'r bräver gwüß um's Halb.  
 Git's nüd für mich und für my Schas  
 Nu z'uerst uf me Gfins ä Plas?  
 I nimme a, es ist schier glych  
 Uf Aerbe und im Himmelrych.  
 Zysherre hoked z'migt im Sal,  
 Si äßed, trinked nüd fry schmal.  
 Mir gend 'r äs Klarinett is Mul:  
 Se Puurli bloj', bis nüd je sul!  
 Was! schmerzt sant Peter, so goht's nüd!  
 Im Himmel git's kei Uderchid.  
 Hät eine dunne mäntschli to,  
 Se söll's em hie au mäntschli go.  
 Mi weißt, as ihr kei Mengel sind;  
 Dr sind halt schwachi Mäntschchind.  
 Chönd vil mit schwärer Fert do a,  
 Mi wird 'r halt überlade ha.  
 Wie chychet 'r dunne hi und har,  
 Verschmuf emol, du arme Narr!  
 Wie jaged 'r dunne har und hi,  
 Drum söll do obe d'Gruebi sy.  
 Ufrichtig ist dy Müü und Leid,  
 Drum wäscht dr 's helig Bluet dys Gheid.  
 Gang frölli ine wännt du witt!  
 Was stohst, häst öppe nu ä Bitt?  
 Jo, hel'ge Peter, sind je guet,  
 Wänn Gpusli öppe stärke tuet  
 Und himmeluf dr Wäg nüd weiß,  
 Se sind je guet und juzed eis.  
 Es ist so brüchli i dr Schwiz —  
 Dä losed, weles Echo git's!  
 Und chyt's nüd gnueg, se rüefed mich,  
 I wett där gseh, wo's cha wien ich.  
 Sant Peter öffned 's Himmelstor;  
 Dr helig Michel stohd drvor,  
 Där trait äs Schwärt i syner Just  
 Und sait: Mach jek, as't ine chust!

\* \* \*

Aus „Marie“.

O Marie, wänn i dich nüd hett,  
 I meinti, 's wär nüd woher,

<sup>10)</sup> Zinsrecht.

I sait, 's syg ä schöni Sag,  
 As 's gäb äs Himmelstor.

Du bist my guete Mengel, Ghind,  
 Du fährst mit a dr Hand,  
 Und wänn's ä selig<sup>11)</sup> Mengel git,  
 Git's au äs sääligs Land.

Wänn ich ä dunkle Wyer bi,  
 Bist du ä wyße Schwan, Marie,  
 Wo lyslig drüber zieht.  
 Bin ich äs Wasser bodelos,  
 Bist du ä stilli Wasserros,  
 Wo Tag und Nacht druf blüecht.

Und wänn där Schwan sött flüge furt,  
 Wänn d'Wasserros druf abstoh<sup>12)</sup> wurd,  
 Was blybt dä nu do?  
 Vom Schwan äs Gpur mäng liebi Stund  
 Und 's Mosewürzli teuff im Grund,  
 Wo ebig nie chöt lo.

Mit dem ergreifenden Liede, das der Dichter seiner von schwerer Krankheit genesenden Gattin gesungen hat und mit dem die herrliche Gedichtsammlung ausklingt, will ich meinen Hinweis auf Meinrad Lienert, unsern urwüchsigsten Schweizerdichter, beschließen.

Marie, und wirdst wider zwäg,  
 Se chömmet üb're große Stäg  
 Ganz in'nes anders Land.  
 Und här's der kei Lustschlößli meh,  
 Me Dörehag<sup>13)</sup> voll Werbeweh —  
 Mir dure handihand.

's git au am Pilgerwäg im Gtööd,  
 Mängs Nöisli, chöiners nügti nüd,  
 Mängs Freudli ubigährt's.  
 Und tuet dr Dörehag au weh,  
 I ha dr hinter Sterne gseh —  
 Durdure härzabärz!

Ich habe Meinrad Lienerts Kindergeschichten erwähnt — Geschichten, die nicht für Kinder, sondern über Kinder geschrieben sind. Wie könnte man von dieser Kunstgattung reden, ohne an einen andern Schweizerdichter erinnert zu werden, der ein geradezu vorbildlich Werk dieser Art in seinem Buch „Das Vorspiel des Lebens“ geschaffen hat! Es ist Fritz Marti.

Wäre die Zahl der Werke bei der Wertung eines Künstlers ausschlaggebend, dann müßte Fritz Martis Name bescheiden hinter denjenigen seiner Kollegen zurücktreten. Seine Dichter- und zugleich Trümmernatur, die sich des Stofflichen nur soweit bedient, als es zur Gestaltung eines Lebensbildes notwendig, ist nach außen hin keineswegs eine produktive. Ein Kunstwerk, das Selbstgehalt und Selbstgelebtes zum Motiv hat und in dem sich das Subjektivste zur reinen Form der Objektivität kristallisieren soll, braucht eine lange Entwicklungsperiode und dies um so mehr, je stärker das Innenleben und die Sonderart seines Schöpfers ist. Wer aus dem Brunnen der Phantasie schöpft, hat seine Schale schnell gefüllt — nach den verborgenen Quellen des Lebens zu graben, ist mühevollere Arbeit.

Und Fritz Marti ist ein Künstler, der aus der Tiefe schöpft.

Was in den drei Bänden, die Fritz Marti erscheinen ließ, niedergelegt ist, genügt, ihn als eine selbständige, innerlich reiche Dichterpersönlichkeit zu kennzeichnen. Schon in seinem Erstlingsbändchen, das der junge Dichter nicht umsonst „Schmerzenskinder“ taufte — denn Schmerzenskinder und somit Lieblingkinder sind diese Erstlinge allzumal — bricht seine Sonderart durch, trotz dem unerkennbaren Einfluß Gottfried Kellers, unter dem diese Erzählungen und Skizzen, die der Dichter bescheiden „Versuche“ nennt, geschrieben worden sind. Gleich die Eingangsworte „Der Mutter“ atmen so warmes, echtes Empfinden, daß man mit herzlicher Anteilnahme dem Dichter in den Garten seiner Jugendträume folgt, erstaunt und erfreut über die vielen Einzelschönheiten, denen man überall in dem Buche begegnet, und die von scharfer Beobachtungsgabe zeugen.

Kräftiger noch tritt Martis Eigenart in den Schweizeridyllen „Sonnenlauben“ hervor. Das Konventionelle, das wohl jedem Erstlingswerk anhaftet, ist hier abgestreift und hat

<sup>11)</sup> solche.

<sup>12)</sup> verwelken.

<sup>13)</sup> Dornenhecke.



**J. C. Heer.**

Nach dem Gemälde von Caspar Ritter, Winterthur-Karlruhe.

einem originellen Stil Maß gemacht, der trotz seiner Schlichtheit voll Leuchtkraft ist. In der Skizze „Die Perle“ und im „Winteridyll“ betritt Marti das Gebiet der Kindergeschichten, schon hier den künftigen Meister verratend. Mit überraschender Anschaulichkeit und Wahrheitsstreue, die auf den Leser geradezu faszinierend wirkt, ist „Die Feuersbrunst“ erzählt, die in der Erinnerung nachwirkt wie ein in sattem Kolorit gemaltes Gemälde. Ueberhaupt — diese nachhaltige Wirkung des Gelesenen auf den Leser ist das Geheimnis der Schreibweise Fritz Martis.

Einst traf ich in einem Berghotel mit einem jungen Maler zusammen, dessen im Künstlerhaus ausgestellte Bilder um ihres poetischen Gehaltes willen einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hatten. Im Laufe des Gesprächs, das durch dieselbe Verehrung für Spitteler in Fluss geraten war, äußerte sich der Künstler, sein Verhältnis zur Kunst beleuchtend, folgendermaßen: „Oft wenn bei mir ein Bild bestellt wird, fügen die Besteller zum Schluß hinzu: Aber wissen Sie, nur etwas ganz Einfaches! Damit wollen sie zu verstehen geben, daß sie etwas Billiges wünschen, und ahnen nicht, daß mein sehnlichster Wunsch, mein höchstes Streben dahin geht, in meiner Kunst nur einfach zu sein.“

Diese Einfachheit, die Reichtum bedeutet und die das Ergebnis einer in Selbstzucht geübten Künstlernatur ist, diese Einfachheit ist es, die Fritz Martis drittes Buch: „Das Vorpiel des Lebens“, eine Erzählung in Kindergeschichten, so wertvoll macht. Sie ist es aber auch, die wahrscheinlich Schuld daran trägt, daß zu dem hohen künstlerischen Erfolg sich nicht in gleichem Maße der äußere gesellte; denn der Großteil des bürgerlichen Publikums liebt in der Kunst das Pathos, den idealisierenden Schwung und Bilderreichtum der Sprache, der über die nüchterne Wahrheit der Alltäglichkeit hinwegtäuscht. Fritz Martis Stil, dieser von Kennern so bewunderte Stil besitzt von alledem nichts. Er ist, wie Spitteler in einem Ge-

dicht über die Kunst der Originalität sagt, nur einfach, richtig und gerade. Fritz Marti verschmäht es, der Wirklichkeit, die einem wahren Künstler niemals dürftig erscheint, das Mittermäntelchen der Romantik umzuhängen. Dennoch ist seine Kunst reich an poetischer Gestaltungskraft.

Wir selbst ist es mit dem Buch „Das Vorpiel des Lebens“ jeltfam ergangen. Nachdem ich das erste Kapitel gelesen, legte ich das Buch enttäuscht aus der Hand. Diese Szene der im Staub der Dorfstraße sich balgenden Jungen, in die der Leser sich ganz unvermittelt und ohne die übliche einigermaßen orientierende Einleitung veretzt sieht, schaffte mir fast ein Gefühl von Unbehagen. Nach einiger Zeit griff ich wieder nach dem Buch, und die sichtbar fein gewählten Kapitelüberschriften zwangen mich zum Lesen. Das „Kunsturteil“ mit seiner so schlicht eingekleideten feinpointierten Satire auf den Kunstgeschmack des Großteils des Publikums machte mich staunen, und plötzlich schritt ich zu „Großvaters Begräbnis“ mitten unter den Leidtragenden, saß mit ihnen beim Leichenschmaus und fühlte die Schmerzen des kleinen Adolf lebhaft mit, dessen zartes Empfinden stets im Widerspruch mit seiner rauher gearteten Umgebung stand. Mit wachsender Anteilnahme verfolgte ich das Schicksal dieser schneien, empfindsamen Knabenseele, die aus dem Duster der äußeren Verhältnisse so zag und doch wieder so sonnengläubig herausstrebt, um endlich nach mancher bitteren Enttäuschung sich am Ziel seiner Glücksträume zu sehen: „Ich soll — ich darf — ich kann in die Schule!“

Als ich das Buch „Vorpiel des Lebens“ aus der Hand legte, wußte ich, daß ich bei einem bedeutenden Dichter zu Gast gewesen war. Die große Macht der schlichten Lebenswahrheit aber offenbarte sich mir darin, daß mir oft unglaublich erschien, diese trotz ihrer äußeren Anspruchslosigkeit so fesselnde Geschichte einer Jugend nur gelesen und nicht selbst mitgelebt zu haben. Wenn aber ein Buch dem Leser zum Erlebnis wird, dann spricht dies mehr für seinen künstlerischen Wert, als die anerkannteste Kritik dies tun kann.

Ein Meisterstück von verblüffender Wirklichkeitsstreue ist Martis Skizze „Die Stadt“. Vor Jahren in der „Deutschen Rundschau“ erschienen, faßt dieses erschütternde, psychologisch so fein abgetönte Sittengemälde in seinem engen Rahmen alle Vorzüge der Kunst Fritz Martis zusammen, einer Kunst, deren Ideal die Wahrhaftigkeit ist. Diese ist auch das Wahrzeichen der trefflichen, den ernststen Künstler verratenden Arbeiten des Literaturkritikers Fritz Marti.

Ich habe versucht, zwei Schriftsteller zu charakterisieren, die zu jenen gehören, die gelassen und ohne Geräusch, nur der innern Notwendigkeit gehorchend, den dornenvollen Weg des Künstlers gehen. Ihren weltlichen Naturen ist ein kräftiges, selbstbewusstes Vordringen zur Höhe des Erfolges fremd; doch in der schweizerischen Literaturgeschichte werden einst die Namen Meinrad Lienert und Fritz Marti in erster Reihe genannt werden. Einst — warum erkennt unser Volk, in dessen Leben und in dessen Seele die schöne, große Kraft dieser beiden Schaffenden wurzelt, seine Dichter nicht, solange sie mitten unter ihm und mit ihm leben? Clara Forrer, Zürich.



Georg Speck, Verfasser der Romane „George“ und „Am Rheinfall“.

## Schweizerische Literatur.

Mit sechs Bildnissen.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.

Gleich zu Anfang eine Parenthese, die unsern Lesern über unnötige Bedenlichkeiten hinweghelfen möge. Einer schweizerisch-republikanischen Eigenart zum Trotz, der zufolge man sich vor Veröffentlichung von Porträten lebender und einheimischer Menschen geniert, bringen wir heute — und werden es auch in Zukunft tun — die den Lesern der „Schweiz“ noch nicht bekannten Bildnisse der in dieser Rundschau besprochenen Schweizerdichter. Wir tun es in der Meinung, daß es gewiß unsere Leser interessieren wird, auch den äußeren Menschen ihrer Dichter kennen zu lernen, und dann auch, weil wir derlei Intimitäten nirgends für angezeigter erachten als in unserm kleinen Lande, wo ja sowieso jede Heimatskunde mehr oder weniger zur erweiterten Familiengeschichte wird.

Es ist ein erfreuliches Zeichen für die Lebendigkeit und Naturwüchsigkeit unserer jungschweizerischen Literatur, daß sie so reich und kräftig im eigenen schweizerischen Volkstum